



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

26. Reise nach Marienbad und Glatz. Reisegefährtin. Badbekanntschaften.
Bei Cardinal Schwarzenberg. Bei Cardinal Diepenbrock. Bertha Fontanes.
(1851.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

26. Reise nach Marienbad und Glaz.

(1851.)

Reisegefährtin. Badbekanntschaften. Bei Cardinal
Schwarzenberg. Bei Cardinal Diepenbrock.
Bertha Fontanes.

In der Unentschiedenheit ihrer damaligen Lage war es vielleicht ein ebenso heilsames als willkommenes Auskunftsmittel, sie der augenblicklichen Entmuthigung zu entreißen, als ein Brief ihres Bruders sie nach Berlin entführte und vor eine neue Aufgabe stellte. Es handelte sich, laut der Mittheilung des Bruders, um ein Werk geistiger Hilfe.

„Fräulein Mathilde von K. . .“ schreibt er, „hat sich mal in geistiger Noth an Dich gewendet, und ein dankbares Andenken an Dich bewahrt. Sie ist wieder in geistiger Noth und möchte eigentlich Deine Hilfe und zwar als dauernde. . . Die äußern Bedingungen würden wol günstig sein, und gingst Du auf ihren Wunsch ein und äußertest mir Deine Wünsche, würde ich schon vor Deinem Kommen hier Alles in Ordnung bringen können. . . Den Charakter der Betreffenden wirst Du bald erfaßt haben. Sie sucht das Wahre und Höchste, schwärmt für Religion, Kunst und alles Gute, ist aber launenhaft, unbeständig und hat kein Talent zu dauerndem Glück, bei allen Gütern des Glücks und reicher Begabung. Sie war lange in einem Kloster in Prag, wo sie auch wol den Schleier genommen hätte, ob sie gleich jetzt nicht katholisch ist, wäre das Kloster geeignet gewesen. Vielleicht würde Deine ruhige Sicherheit ihr helfen, und Du würdest wieder beitragen, daß sie andern hilft. Aber ob Du immer angenehme Tage dabei hättest? — Ich bin nichts, auch nur im entferntesten, für Dich eingegangen. Sage mir also ein ganz freies unbefangenes Wort.“

So Wilhelm Hensel am 30. März 1851.

Fräulein von K. — eine Dame von hoher Geburt und von

nicht gewöhnlicher Begabung, Malerin, Dichterin, begeisterte Kunstgönnerin — hatte also katholisirende Neigungen und Sympathien. Aus diesen Neigungen war der weitere Plan entsprungen, eine Reise nach Italien und dem Mittelpunkt der katholischen Einheit anzutreten, und Fräulein Hensel sollte die erkorene Begleiterin sein. Da indeß die Dame leidend war und einer Kur bedurfte, so war vorerst als nächstes Reiseziel Marienbad in Aussicht genommen.

Luise gewann Interesse für die Sache. Das Wort des Bruders ließ ihr die Aufgabe im Lichte einer Mission erscheinen, und sein zum Geburtstag der Schwester gesandter poetischer Gruß mußte diese Auffassung noch bestärken:

„Nach treu erfülltem Weltberufe
Zog ganz es Dich zum Heiland hin,
Doch Dieser, von des Tempels Stufe,
Zur Mühe lenkt er neu den Sinn.

Noch gilt's zu heilen und zu lehren,
Der Andern Beispiel sichtbar sein,
Selbst fromm bekehrt auch zu bekehren,
Der Liebe rettend sich zu weihn!

Des Erbdienstes sollst Du warten,
Dich himmlisch zu bereiten hie:
Werththätig will Dich Gott gleich Marthen,
Oh Du Dein Theil wählst als Marie.“

Nachdem Luise Hensel einen Theil der Fastenzeit und die Ostartage in Münster verbracht und dort viel mit Professor Schlüter verkehrt hatte, machte sie sich gegen Ende April auf die Reise nach Berlin, wo ihr von dem Bruder, nicht minder aber von Fräulein von K. der liebevollste Empfang bereitet wurde. Nach einer Ruhepause von elf Tagen, die sie gutentheils den Verwandten und Jugendfreunden in Berlin widmen konnte, trat sie mit ihrer „Pflegebefohlenen“ die Reise nach Marienbad an.

Zwei volle Monate dauerte der Aufenthalt in diesem be-

suchten böhmischen Bade. Land und Leute gefielen ihr gar wohl. Sie erquickte sich im Genuße der schönen Natur, sie machte einige bedeutendere Bekanntschaften — und „gute Menschen lernen einander nicht unnütz kennen“, wie sie selber sagt; im Uebrigen führte sie das geregelte Leben eines Kurgastes, denn sie machte die Brunnenkur gleichfalls mit.

„Seit dem 9. Mai“ — schreibt sie von dort an Schlüter — „sind wir nun hier in dem schönen Thal, wo wir im Seitenflügel eines sehr bevölkerten Gasthofs (Klinger) dennoch sehr still wohnen. Die Gegend ist trotz der Tannenwälder, die rings die Höhen krönen, sehr freundlich. Die böhmischen Landleute in ihrer uralten, zum Theil recht schönen Tracht haben etwas Biederer's, wenn auch nebenbei manches Rohe. Die Geistlichkeit besteht hier nur aus Norbertinern, die von dem großen Kloster zu Tepl¹ im weiten Bereich des Klosters als Pfarrer und Pfarrgehilfen angestellt werden. Unser Herr Pfarrer hier ist ein sehr ausgezeichneter, fein gebildeter Mann, obwohl Bauernsohn; er kommt öfters. Ihnen würde er ganz besonders gefallen, denn — er ist ein wenig Güntherianer, was ich gerade nicht von ihm verlangt haben würde (verzeihen Sie); er ist aber doch ein prächtiger, sehr gescheidter Mensch und Priester. Zu meiner Freude hat sich nun auch seit einigen Tagen Pater Deharbe (ein Jesuit) hier eingefunden, derselbe, der den trefflichen Katechismus in drei Reihenfolgen geschrieben hat. Ich habe ihn erst einmal gesprochen. Da ich auch den Brunnen trinke, verliere ich viel Zeit für bessere Dinge und bin oft so angegriffen, daß ich zu gar nichts Geistigem fähig bin.“

Mit Freuden gedenkt sie eines Ausfluges nach dem drei Stunden entfernten Stift Tepl, wohin sie mit einer Gräfin Kielmannsegge einmal eingeladen worden war², und nebenbei

¹ Prämonstratenser-Chorherrenstift, gegründet 1193.

² Gräfin Natalie von Kielmannsegge, Tochter des hannöverschen Staats- und Kriegsministers General Ferdinand v. Kiel-

„wunderschöne Steine gesucht und herrliche Ausichten genossen“ habe.

Was aber ihre Pflegbefohlene betraf, so hatte sich Luise schon nach den ersten vier Wochen ihres Zusammenlebens überzeugt, daß es derselben mit der Kirche durchaus kein Ernst sei. „Sie will mit dem Heiligsten nur tändeln, und es fehlt ihr so völlig am Willen, sich selbst auch nur in den leichtesten Dingen zu überwinden, daß es äußerst gewagt wäre, sie in die Kirche aufzunehmen, wenn es gleichwohl nicht schwer fiele, sie zum Eintritt zu bewegen. Es könnte mit ihr werden, wie mit der von mancher Seite geistreich genannten Frau von Nictshofen, welche zweimal katholisch und dreimal protestantisch geworden ist, wie ich gehört habe. Möchten doch unsere Geistlichen weniger arglos bei der Aufnahme von Convertiten sein! Es wäre der Kirche manches Aergerniß erspart. Da ich nun also sehr wenig Hoffnung habe, dieser armen Seele von wesentlicher Hilfe zu sein, denke ich, nach gelöstem Wort die Badezeit hier mit ihr durchzumachen, sie zu verlassen, kann aber noch nicht bestimmen, wohin sich dann meine Tritte wenden.“¹

Diesem gemäß handelte Fräulein Hensel in Wirklichkeit. Nachdem die Frist der zweimonatlichen Brunnenkur abgelaufen war, trennte sie sich von ihrer Pflegbefohlenen in aller Freundschaft und, einmal Schlesien so nahe gerückt, benützte sie die Gelegenheit, um ihre Verwandten in Glaz mit einem von dort dringend erbetenen Besuche zu erfreuen.

„Meine unglückliche Halbprinzessin“ — berichtet sie in einem spätern Brief — „hatte in Marienbad schon den Gedanken aufgegeben, nach Italien zu gehn; und da sie zur Rückkehr nach Berlin meiner Begleitung eigentlich gar nicht bedurfte, bat ich sie ganz freundlich, mir zu gestatten, den Umweg über Glaz zu nehmen, wo eine Cousine, die ich seit meiner Jugend her nicht
mannssegge, geb. 28. Juni 1813, Convertitin seit 1841. Sie beschloß ihr Leben am 12. Nov. 1883 zu Freiburg im Breisgau.

¹ Br. an Schlüter S. 32—33.

mehr gesehen, aber immer sehr geliebt hätte, wohne. Man fand das billig und entließ mich mit vielen Zeichen von Wohlwollen, was mich rührte, weil ich wirklich der Armen, die nur falsche Schmeicheleien bisher gehört, oft schonungslos die härtesten Wahrheiten gesagt hatte. Daß ich dieß eben aus wahrer Liebe gethan, konnte Mathilde wol schwer begreifen, da die eigentliche, die christliche Liebe ihr noch ein ganz fremdes Element war, wie viel sie auch vom ‚Katholisch werden‘ schwätzte und schrieb“. (Bei Schlüter S. 39.) Es verdient hier noch beigefügt zu werden, daß die Dame († 1884) diese wohlwollende Gesinnung Luise auch ferner bewahrte, und durch Zeichen freundlicher Erinnerung zu erkennen gab.

Auch in Glatz galt es, einen Akt religiöser Hilfsreichung auszuüben, dem Ringen einer jugendlich frommen Seele zum Frieden zu verhelfen. Luise's Nichte, Bertha Fontanes, hatte ihr in ausführlichen Briefen den Entschluß kundgegeben, katholisch zu werden, und dabei wiederholt den Wunsch ausgesprochen, diesen Schritt mit ihrem Beistand und in ihrer Umgebung vollführen zu dürfen. Da die Mutter des Mädchens mit dem Vorhaben einverstanden war, so wollte sie die angerufene Hilfe nicht versagen, wosfern der Augenschein sie von dem Ernst der Gesinnung überzeugte. Diese Ueberzeugung zu erlangen, war vielleicht nicht der schwächste Beweggrund ihrer Reise nach Schlesien.

Am 9. Juli verließ Fräulein Hensel Marienbad. Der Weg führte sie über Prag, und so kurz der Aufenthalt war, den sie sich daselbst gönnt, so heiter anmuthig liest sich die Beschreibung, die sie von ihren Erlebnissen gibt.

„In Prag konnte ich nur einen Tag weilen, habe aber viel Herrliches und Interessantes gesehn und gehört. Die Kirche auf dem Hradschin mit ihrem herrlichen Schatz von Reliquien und prächtigen Alterthümern ist mir unvergeßlich, besonders die St.-Wenzel-Kapelle, die bis zum Gewölbe hinauf mit den größten Edelsteinen aller Farben bedeckt ist, die ich für möglich

halte. Die Pickelhaube, das Panzerhemd und andere Nachlassenschaften des liebenswürdigen fürstlichen Martyrers, der eine meiner liebsten Gestalten in der Geschichte ist, habe ich gesehen und berührt. Die Stelle, wo der hl. Joh. v. Nepomuk von der Brücke gestürzt wurde, war mir auch sehr rührend, wie so viele Spuren und Andenken von ihm und andern großen Menschen. Die Aussicht vom Hradschin über die Stadt und Moldau hinweg, über herrliche Fluren und Landhäuser bis zur fernen zackigen Gebirgskette, hätte mich Tage lang fesseln und erfreuen können, wenn ich Zeit zum Weilen gehabt hätte.

„Dann habe ich auch den alten interessanten Emanuel Veith¹ besucht, zwei Stunden bei ihm gesessen und mit ihm über Mancherlei gesprochen, meist über Politik, in der er leider sehr schwarz sieht. . . . Beim Weggehen, wo ich schon in der größesten Eile war, weil ich in meinem sehr entfernten Gasthof noch Allerlei zu packen hatte, und nur noch etwa 1½ Stunde, sagte Veith: ‚Jetzt müssen Sie auch unsern Enkel (er spricht das G völlig wie K aus) sehen.‘ Ich merkte wol, daß er den Cardinal-Erzbischof von Prag [Fürst Schwarzenberg] meinte, und erwiderte: daß ich, im Reiskleide, naß von Regen und mit schweren Lederschuhcn bewaffnet, unmöglich zu einem so vornehmen Herrn gehen könne. ‚Thut nichts; ich führe Sie hin.‘ Ich habe aber gesehen, daß sehr elegante Wagen vor dem Schlosse halten. ‚Thut nichts; ich lasse ihn heraussufen.‘ Ich habe aber eine kleine Grasmücke in der Hand im Taschentuch, die ich erstarrt und naß hier vor der Thüre des Schlosses gefunden, und ich kann das arme Thier nirgend lassen und mit den Bücherpacken im Vorzimmer ablegen, denn es würde den wartenden Herren und Damen zu sehr auffallen. ‚Thut nichts; Sie können das Thierchen in der Hand behalten.‘ Ich habe

¹ Johann Emanuel Veith, Dr. med., phil. u. theol., der ausgezeichnete Schriftsteller und große Kanzelredner, war seit 1847 Ehrenpater an der Kathedrale zu Prag. Er starb im 90. Lebensjahre zu Wien am 6. Nov. 1876.

aber durchaus keine Zeit mehr; ich muß sogleich auf die Eisenbahn. ‚Thut nichts; Sie müssen unsern Enkel einen Augenblick sehen.‘ Und also Treppen ab und auf mußte ich nachfolgen, am Arm einen nassen Regenschirm, in der Hand ein schreiendes Vöglein, und in der andern ein großes Pack Bücher, die ich auf dem Wege gekauft. Die Diener nahmen gar keine Notiz von mir, die wartenden Herren und Damen im elegantesten Costüm rümpften die Nasen.

„Veith öffnete mir ein Cabinet, ging zum Cardinal, und dieser kam sogleich aus einer Audienz, die er einer alten vornehmen Dame gab, und war überaus freundlich und liebenswürdig. Ich habe wol eine Viertelstunde bei ihm gegessen, und mußte dann selbst so unartig sein, aufzustehen, um nicht den Zug zu verfehlen. Als ich niederkniete, um den Segen zu empfangen, fing mein Vögelchen so fürchterlich zu schreien an, daß ich mich ordentlich meiner Barmherzigkeit schämte. Der gute Cardinal fand es aber sehr ‚mütterlich‘, und mein Grasmäckchen empfing den Segen mit mir, hat im Gasthof eilend ein wenig Fisch mit mir gegessen (es war Freitag), ist aber andern Tags wol an den Folgen der Reisestrapazen auf meinem Schoß gestorben. Ich habe sein winzig Körperchen unter einem Myrthenbaum in einem großen Blumentopf meiner Cousine begraben; seine geweihten Schwingen aber in ein Buch gelegt, um sie zum Andenken an den schönen Morgen zu bewahren. Ich habe oft von der Liebenswürdigkeit und Schönheit des Cardinals Schwarzenberg gehört, muß aber sagen, daß ich alle meine Erwartungen übertroffen sah. Ich habe nie neben einem solchen Ausdruck von Jugendlichkeit und Unschuld soviel Geist, Leben und Grazie gesehn. Besonders ist der Mund sehr schön und edel geformt, und seine strahlenden schwarzen Augen leuchten von einem höheren Licht. Ueberhaupt ist die ganze Erscheinung dieses Kirchenfürsten eine ganz eigenthümliche; man meint, es werde hell im Zimmer, wenn er eintritt; wenn ich je einen Menschen als Engel gemalt sehen möchte, so diesen,

und zwar als Erzengel Michael, weil seine Erscheinung neben der größten Lieblichkeit auch etwas Ehrfurchtgebietendes, und neben der hingebendsten Leutseligkeit und lebendigsten Freundlichkeit auch so viel Ernst und Würde, so viel Fürstliches hat¹. Beim Herausgehn machten mir alle Diener und die im Vorfaal Wartenden die tiefsten Verbeugungen. Das ist die Welt!"²

In gehobener Stimmung, wie durch ein geistiges Bad erfrischt, setzte Luise Hensel ihre Reise nach Schlesien fort. In Glaz blieb sie mehrere Wochen, bis Ende Juli, und gewann bei längerer Beobachtung eine durchaus günstige Meinung von der Geistesrichtung und dem Charakter ihrer Nichte Bertha. Da sie sich überzeuete, daß es dem 25jährigen Mädchen „heiliger Ernst mit der Kirche“ sei, und alle Hoffnung bestehe, „daß sie derselben keine Schmach zufügen werde“, so gab sie ihr das Versprechen, sie den Winter zu sich zu nehmen und ihr „zum Rücktritt in unsere liebe heilige Kirche zu helfen“ — ein Versprechen, das Luise getreulich gehalten.

Von Glaz aus suchte Luise auch den in der Nachbarschaft, auf seinem österreichischen Schloßchen Johannesberg residirenden Cardinal-Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock heim. War es ihr schon in Berlin „ein wohlthuendes Gefühl“ gewesen, „wenn auch nur wenige Tage hier im Schatten seines Hirtenstabes und Hutes ausgeruht zu haben“, so gab sie jetzt einem „Bedürfniß ihres Herzens“ statt, indem sie, der österreichisch-schlesischen Grenze so nahe, den alten lieben Jugendfreund auf seinem Sommerstze persönlich begrüßte. „Da ich wol nie wieder in diese Gegend kommen werde, würde ich es mir doch selbst nicht verzeihen können, wenn ich nicht wenigstens den

¹ Auch an Cardinal Diepenbrock, dem sie von Seite des Prager Kirchenfürsten einen „herzlichen Gruß“ zu bestellen hatte, schrieb sie von Glaz aus: „Welch liebenswürdige Persönlichkeit hat Gott diesem seinem Würdenträger gegeben, und wie kindlich heiter sieht er aus!“ (19 Juli 1851.)

² Bei Schlüter S. 40—42.

Versuch gemacht hätte, meiner Seele diese große Freude zu verschaffen" — schrieb sie, etliche Tage vor ihrer Ankunft, an denselben, von der ihr so oft bewiesenen Güte der Eminenz wenn auch nur „eine Viertelstunde Audienz“ sich erbittend¹.

Die Freude wurde ihr zu Theil. Sie mußte sie freilich mit Andern theilen, die ebenfalls die Gastfreundschaft des Kirchenfürsten genossen, während sie die wenigen Stunden lieber in einer vertraulichen Zwiesprache mit dem bischöflichen Gönner verbracht hätte. „Er war sehr liebenswürdig“ — berichtet sie an Schlüter —, „obgleich sichtlich von mancher Bürde gedrückt und körperlich leidend. Er hat sehr gealtert. Ich fand Gesellschaft bei ihm, die mir sonst zu jeder Zeit und an jedem andern Orte sehr angenehm gewesen wäre, nämlich Graf Christian Schmiesing und seinen Bruder Fritz mit Braut, und deren Tante. Den Kaffee (nach der Mittagstafel) trank der Cardinal aber mit mir allein, indem er sich bei der Gesellschaft mit unsrer alten Bekanntschaft entschuldigte.“ Die poetischen und philosophischen Schriften ihres Freundes Schlüter, welche sie dem Cardinal kurz zuvor von Berlin aus übermittelt hatte, die Kunstthätigkeit des Malers Hensel, der wenige Monate vorher im Auftrag seines Königs² den Cardinal auf Johannesberg besucht und in sein Album gezeichnet hatte, die Aufsehen erregende Conversion der Gräfin Ida Hahn-Hahn 1850, welche sich mit ihrem religiösen Vorhaben zuerst an den Cardinal

¹ Glas, den 19. Juli 1851.

² In einem Briefe Wilhelm Hensels vom 25. Juli 1851 an seine Schwester findet sich folgende Stelle: „Als ich den König um Urlaub nach Schlesien bat, schloß sich Sein Auftrag für den Cardinal daran, den er in Breslau glaubte. Dort angekommen, erfuhr ich zu meinem Schrecken, er sei in Johannesberg; übernommen hatte ich den Auftrag und mußte ihn also ausrichten, um so mehr, als derselbe zu vertraulicher Art war, als ihn auf schriftlichem Wege erledigen zu können. Der Erfolg, den ich, wird auch Dir angenehm sein.“

Diepenbrock gewendet, von diesem aber an den Propst W. von Ketteler in Berlin gewiesen worden war, bildeten unter Anderem den Gegenstand des Gespräches. Diepenbrock machte Fräulein Hensel besonders auf das jüngste Werk der Gräfin Hahn-Hahn aufmerksam: „Aus Jerusalem“, und erzählte ihr manches Nähere über ihren Uebertritt, was ihr tief zu Herzen ging. Hatte er doch der Gräfin auf ihre ersten Eröffnungen einen „furchtbar ernsten Brief“ geschrieben; statt ein so verhätsheltes Weltkind sanft zu streicheln, hatte er sie „angedonnert“, hatte er ihr ungeschminkt gesagt: daß es mit bloßen ästhetischen katholisirenden Ansichten nicht gethan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daran setzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; der Göthe der Eitelkeit und Selbstsucht müsse gestürzt, verbrannt werden, nur in solcher Feuer-
gluth erscheine ihr die Herrlichkeit des Herrn und sein Heil. Dann allerdings, als sie bestanden, hat er um so lebendiger „die wunderbare Fügung Gottes“ in diesem Vorgang erfaßt und das Heil dieser erwählten Seele dem Propste Ketteler „als ein theures Kleinod“ anempfohlen¹.

Eine ähnliche Freude hatte Luise Hensel das Jahr zuvor an Frau des Bordes (Lulu Brentano) gehabt, deren „herrliche geistliche Lieder“ sie in der Seele erquickten, wie sie dem Cardinal bemerkte, und sinnig fügte sie hinzu: „Die wilden Tauben kommen von fernen Wüsten geflogen und retten sich unter dem Dache der Arche.“

Neben diesen persönlichen und literarischen Angelegenheiten gab es noch eine andere, von kirchlich-socialer Natur, welche Luise bereits schriftlich, von Prag aus, zur Sprache gebracht hatte. Luise Hensel war eine begeisterte Freundin der Volksmissionen, von deren Wirkung in Rheinland und Westfalen

¹ Vgl. darüber die Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, herausgeg. von Dr. J. M. Reich. Mainz 1879. S. 188—190.

sie bereits die besten Erfolge wahrgenommen hatte, und wünschte nun sehr, dieselben ebenso in andern Theilen ihres Vaterlandes, vor Allem aber in der Hauptstadt Berlin, eingeführt zu sehen. Sie wußte durch ihre feurige Schilderung auch den Bruder in Berlin ins Interesse zu ziehen und diesen zu veranlassen, daß er, nachdem er sich von den wohlwollenden Intentionen des Königs unterrichtet, die Angelegenheit in einem Schreiben an den Fürstbischof Diepenbrock in Anregung brachte, wozu Luise ihrerseits mit einem Begleitschreiben (Prag, 10. Juli 1851) in aller Bescheidenheit, aber herzlich sekundirte. Niemand, sagte sie, könne weniger berechtigt sein, eine gute Sache an so erhabener Stelle zu empfehlen, als sie. Daß die Sache aber eine gute sei, und darum bei Sr. Eminenz von selbst empfohlen, könne sie auch nicht bezweifeln, seitdem sie von den Missionen so große Erfolge, und Gottlob nachhaltige, an verschiedenen Orten gesehen habe. „Ich bin ganz überzeugt, daß in Berlin die Erndte groß sein würde.“

Der Cardinal, der trotz der sehr günstigen Stimmung des guten Königs die großen Schwierigkeiten erwog, die zu überwinden waren, antwortete: er wolle die Sache mit Gott überlegen. Die Missionen wurden schon im folgenden Frühjahr in Schlesien eingeführt, und später sah auch Berlin die erste Jesuitenmission, an deren Ermöglichung somit das Geschwisterpaar Wilhelm und Luise Hensel nicht ganz unbetheiligt gewesen.

Die Rückreise aus Schlesien führte Luise wieder über Berlin, woselbst die Liebe zu den Geschwistern für einige Wochen, wie üblich, den unerläßlichen Tribut verlangte. Professor Hensel trug sich um diese Zeit ganz ernstlich mit dem Gedanken einer Reisesahrt nach Rom und dem Orient, und Luise war mit dem Vorhaben schon um deßwillen einverstanden, weil sie darin einen erwünschten Ausweg sah, den Bruder der aufreibenden politischen Thätigkeit zu entreißen; zugleich freute sie sich im Voraus über den ihm vom König ertheilten Auftrag, in Rom ein

Porträt des regierenden Papstes Pius IX. für denselben zu malen, weil der Bruder, eine Vertrauensperson bei Friedrich Wilhelm IV., selbst die Hoffnung daran knüpfte, bei dieser Gelegenheit auch in anderer Weise — für die Interessen der Katholiken in Preußen — Gutes wirken zu können¹. — Das Projekt wurde jedoch vereitelt und W. Hensel durch neue Kunstaufträge auf deutschem Boden zurückgehalten.

Die meiste Zeit verbrachte Luise in Pankow, wo ihre Schwester Minna die Leitung des Elisabethenstiftes, einer Waisen-Pflegeanstalt für ganz kleine Kinder, nun definitiv übernommen hatte, und den Rath der auf dem Felde der Erziehung so erfahren älteren Schwester gar wohl brauchen konnte.

Auch besuchte sie von dort aus die eben zur Wittwe gewordene Gräfin Emilie Schlabrendorff in Gröben, die ihr für diese ihrem Herzen erwiesene „große Wohlthat“ am 9. September mit bewegter Seele schriftlich dankt. Luise war mit der ausgezeichneten, wahrhaft adelig gesinnten Frau lange befreundet und hatte namentlich während ihres Berliner Aufenthalts in den dreißiger Jahren mit derselben einen ziemlich lebhaften Verkehr unterhalten, der durch das Band gleicher geistiger Interessen Bestand erhielt.

Gräfin Emilie Schlabrendorff war eine Rheinländerin von Geburt, Tochter des Generals von Kyffel in Trier, und seit 1820 mit dem Grafen Ernst Leopold von Schlabrendorff vermählt, der als Gutsherr in Gröben der Verwaltung seines

¹ Bereits in einem Briefe vom 25. Juli 1851 hatte der Maler seiner Schwester nach Glaz davon berichtet: „In meiner Gegenwart gab jüngst, nach dem Diner in Sanssouci, der König dem Prinzen Hohenlohe, Kammerherrn des Papstes, der wieder nach Rom geht, den Auftrag, den Papst in seinem Namen zu ersuchen, für Ihn mir zu sitzen. Vielleicht kann ich bei der Gelegenheit Gutes wirken; wir sprechen noch darüber. Der Propst Pellgram war auch mit zur Tafel beim Könige, der gegen die katholischen Würdenträger voll besonderer Aufmerksamkeit war. — Die Missionen (in Berlin) kommen hoffentlich zu Stande.“

ländlichen Besitzthums lebte und am 27. Juli 1851 starb. Ihre Briefe wie ihr stilles Wirken als Schloßfrau lassen sie als eine Dame von seltener Begabung und Bildung erscheinen. „Was Gröben durch drei Jahrzehnte war,“ sagt Fontane, der sie nach den Aufzeichnungen eines Eingeweihten schildert¹, „war es in erster Reihe durch sie. Sie gab den Ton an, sie bildete den geistigen Mittelpunkt, und war — übrigens ohne schön zu sein — mit jener anmuthenden Vornehmheit ausgestattet, wie wir uns etwa die Goethe'sche Leonore denken. Ihr Interesse wendete sich allen Gebieten des Wissens zu; was ihr aber eine noch höhere Richtung anwies, das war ihre mustergiltige Hausfrauenschaft und ihr unbegrenzter, auf Näh' und Ferne gerichteter Wohlthätigkeitsinn. In Grundsätzen streng, war sie mild in ihrer Anwendung und überall richtete sie die Herzen auf, wo ihre vertrauenerweckende Stimme gehört wurde. — Selbstverständlich eigneten einer solchen Natur auch erzieherische Gaben, und da ihre Ehe kinderlos geblieben, so war nichts natürlicher, als daß sie — wie zur Erprobung ihrer pädagogischen Talente — Kinder, namentlich junge Mädchen ins Haus nahm. Es waren dieß Töchter aus achtbaren, aber bürgerlichen Häusern, und ihr Erziehungstalent erwies sich in nichts so sehr, als in der Art, wie sie diese jungen Mädchen an allem, was das Haus gesellschaftlich gewährte, theilnehmen ließ und sie doch zu Lebensstellungen erzog, in die sie, früher oder später, wieder zurücktreten mußten. Es gelang ihr, ihren Pfleglingen eine Sicherheit im Auftreten und in den Formen zu geben, ohne daß in Folge davon der gefährliche Wunsch aufgekeimt wäre, die bescheidenere Geburtsstellung mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. Es war ihr eben einfach die Gabe geworden, in Liebe den Glauben zu wecken: ‚in Allem lebt Gottes Wille, und wie es ist, ist es am besten.‘ — Sie war eine strenge Katholikin für sich, in Berührung mit der Außenwelt jedoch,

¹ Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bb. IV. 380 ff.

insonderheit mit der ihr in gewissem Sinne wenigstens unterstellten Gemeinde betonte sie stets nur das, was beiden Confessionen das Gemeinschaftliche war, und übte die hohe Kunst einer Religionsäußerung, die der eigenen Ueberzeugung nichts vergab und die der Andern nicht kränkte."

Emilie Gräfin Schlabrendorff erreichte ein Alter von 61 Jahren und verschied zu Gröben am 2. September 1858. —

Als Winterquartier hatte Luise Hensel das stille Langenberg bei Wiedenbrück sich ausersehen, wo sie mit ihrem bescheidenen Jahrgeld am billigsten leben konnte, und wo durch den bewährten alten Pfarrer Hensing auch für die religiösen Zwecke der Nichte sehr gut gesorgt war. Dahin wandte sie sich jetzt, und nachdem sie von Nonnenwerth, ihrer „lieben Insel“, die noch dort stehenden Möbel geholt, traf sie ihre Einrichtungen, um der erwarteten Nichte ein wohlliches Heim zu bereiten.

In den ersten Tagen des Octobers kam Fräulein Bertha Fontanes aus Schlesien nach. Dieser neuen Pflegetochter und ihrem glaubenseifrigen Verlangen war nun die nächste Zeit völlig gewidmet, und bei der Gelehrigkeit des aufgeweckten, innerlich gereiften Mädchens gedieh die Unterweisung schnell ans Ziel. Bereits um Decembers Mitte konnte Luise berichten, daß ihr Unterricht vollendet sei. „Sie beschäftigt sich jetzt mit ihrer Generalbeichte und wird diese und das Glaubensbekenntniß einige Tage vor Weihnachten ablegen, am Fest St. Joh. Ev. (27. December) die heilige Communion empfangen. Bitte, Sie alle denken dann auch wol meiner neuen Pflegetochter, die sich Ihnen freundlich empfiehlt.“ (An Schlüter S. 43.)

Die beiden glücklichen Seelen führten nun den Winter über ein überaus zufriedenes Stilleben. „Wir bewohnen in der Kaplanei zwei sehr kleine nette Zimmer, essen Mittag und Abend aber bei dem alten lebenswürdigen Pastor Hensing, dessen 80jährige, noch sehr rüstige Cousine unser einziger Umgang ist. Da wir uns ganz selbst bedienen, allerlei zu nähern haben und täglich auch gemeinsam etwas lesen, so geht uns der

Tag immer viel zu schnell um. Wir haben vor einigen Tagen ‚Aus Jerusalem‘ von Gräfin Hahn-Hahn beendet. Das Büchlein ist mir lieb geworden, und ich möchte die Verfasserin, die ich nur einmal in ihrer eitelsten Zeit im Hause meines Bruders gesehn, jetzt gern, sehr gern wiedersehn und näher kennen.“

Für weitere Lektüre sorgte Professor Schlüter von Münster aus, der sie unter andern mit Adalbert Stifter bekannt machte. Eine literarische Erscheinung aber, welche sie, neben der vorgenannten, den Winter hindurch besonders lebhaft beschäftigte, war „das geistliche Jahr“ von Annette von Droste, das nachgelassene, von ihren Freunden Junkmann und Schlüter herausgegebene poetische Haupt- und Schlußwerk der unvergleichlichen Tochter Westfalens. Das kurze Urtheil, das Luise darüber an den Herausgeber äußert, ist für sie selbst bezeichnend. „Ich finde es herrlich,“ schreibt sie, „überaus geist- und poesiereich und tief fromm. Wie muß ich mich mit meinen armen Liedern vor diesem begabten und berufenen Genius verkriechen! Wie leid thut es mir, daß ich die Dichterin nicht gekannt habe; wie gern wüßte ich mehr von ihr! Daß Sie sie beinah einen weiblichen Byron nennen möchten, wundert mich aber. Sie ist wol von manchen Dämonen versucht, wie er; aber sie kämpft als Christin, und wo sie schwach gekämpft zu haben glaubt, da bereut sie glühend, nachhaltig, und muß dadurch versöhnen. Hat der arme, geistreiche Byron das auch gethan? — Uebrigens kann ich aber das Urtheil des gewichtigen Wolfgang Menzel auch nicht ganz unterschreiben, der diese Dichtungen ‚streng nonnenhaft‘ nennt; die Ideen einer Nonne sind in einen engern Kreis gebannt, und ihre Lieder würden nur Grüße einer Braut an den himmlischen Bräutigam sein. Kampf und Zerrissenheit, wie sie aus diesen herrlichen Dichtungen sprechen, kann man wol nur in der Welt finden. Möchte jede versuchte Seele mit solcher Treue kämpfen! Der Friede müßte ihr dann zu Theil werden.“ (An Schlüter S. 44—46.)

Auch mit ihren eigenen Liedern ward sie, zu ihrer „nicht

geringen Verwunderung", veranlaßt sich zu beschäftigen, da Melchior von Diepenbrock um diese Zeit eine zweite Ausgabe des „Geistlichen Blumenstraußes“ veranstaltete, die im Sommer 1852 erschien. Unter den neuen Zugaben der vermehrten Auflage befanden sich drei Lieder von Luise Hensel, welche der Cardinal durch seine Schwester Apollonia erhalten hatte. Eine weitere Ueberraschung für sie war das, wie sie meint, „sehr unverdiente Honorar“, das Diepenbrock ihr zuschickte, das ihr aber in diesem Augenblick sehr zu statten kam für eine in Aussicht genommene Reise — mütterliche Pläne, welche Berthas Zukunft betrafen.

So verlebte sie mit ihrer glückseligen Pflegetochter eine Zeit heiter-stillen ländlichen Friedens, die für manche vorausgegangene Enttäuschung entschädigte. Die Reise nach Marienbad hatte sich im Ganderfolg doch als eine Mission erwiesen; denn ohne Marienbad wäre sie schwerlich nach Glatz gekommen. Was bei der unsteten „Halbprinzessin“ in Marienbad mißglücken mußte, ward ihr in dem Glücke ihrer standhaften, gutgewillten Nichte reichlich zugewogen. Fräulein Bertha Fontanes hatte sich in dem mehr als halbjährigen Zusammensein mit Luise ganz in katholisches Denken und Fühlen hineingelebt und ward eine frommgläubige treue Tochter der Kirche. Sie verließ ihre Tante nur, um den Schleier zu nehmen.

27. Die Einsiedelei in Wiedenbrück.

(1852.)

**Lebensweise. Ihre Hauswirthin und sonstiger Umgang.
Charakterzüge.**

Als im Sommer 1852 Bertha Fontanes in das Kloster der Ursulinen zu Dorsten eintrat, stand Luise wieder vor der Frage: was nun? — Pläne wollte sie gar keine mehr sich erlauben, „da Gott sie bisher immer so unerwartet vereitelt“ habe. Wenn sie aber jetzt für ihr müdes Lebensschifflein nach